

K U L T U R T E X T E

**20 Jahre Institut für Kulturanthropologie
und Europäische Ethnologie**

Herausgegeben von

**Ina-Maria Greverus, Johannes Moser, Beatrice Ploch,
Regina Römhild, Heinz Schilling und Marietta Schult**

Inhalt

Ina-Maria Greverus Kulturtexte	9
-----------------------------------	---

Perspektiven

Christian Giordano Kulturanthropologische Horizonte. Aspekte einer Sozialwissenschaft der „feinen Unterschiede“	13
Werner Schiffauer Zur Logik von kulturellen Strömungen in Großstädten	29
Heinz Schilling Region und Identität	61
Ina-Maria Greverus Menschen und Räume. Vom interpretativen Umgang mit einem kulturökologischen Raumorientierungsmodell	87

Lebensräume

Beatrice Ploch Vom illustrativen Schaubild zur Methode. Mental Maps und ihre Bedeutung für die Kulturanthropologie	113
Gisela Welz Migration und Lebensstil. Zu kulturellen Differenzierungen in der Großstadt	135
Johannes Moser Widerstand und Aneignung. Eine kleine Wohnsiedlung zwischen Abrißplänen und Neubewertung	149
Erika Haindl Dorferneuerung ist mehr als Sanierung baufälliger Hofreiten. Ganzheitliche Entscheidungs- und Handlungskonzepte: Notwendige Voraussetzungen einer sinnvollen intergrierten Dorfentwicklung	173
Willi Stubenvoll Von Frankfurt nach Leipzig zwischen Bonn und Ostberlin. Das kulturanthropologische Ausstellungsprojekt „Die Straße“	191

Kulturkontakte

Max Matter	201
Sehnsüchte und Widersprüche. Bilder von der „Heimat“ und von der „Fremde“	
Gabriele Hofmann	215
Auf der Suche nach einer neuen Weiblichkeit. Deutsche Frauen konvertieren zum Islam	
Marita Zimmermann	235
KULTUR: CULTURE. Einige Aspekte zum „gepflegten“ deutsch-französischen Kulturaustausch	

Alltage

Regina Römhild, Cornelia Rohe und Anja Steffens	245
Kulturanthropologie im Alltag. Biographische Vernetzungen mit einem absolvierten Studium	
Marietta Schult	293
Eine andere Stimme: die Stimme einer „Sonstigen“	
Wolfgang Herdt	307
Kulturanthropologie und „Standort Deutschland“. StudentInnen 1994 zwischen Leistungselite und sozialer Realität	
Reimar Brinkmann und Johannes Moser	323
Quantifizierte Kulturanthropologie	

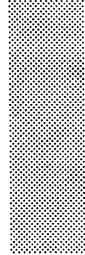
Anhang

Personal	337
Studierende-Entwicklung	342
Veranstaltungsinhalte	343
Inhalte der Lehrenden	344
Veranstaltungsformen	345
Geografischer Schwerpunkt der Lehre	346
Projekte	348
Examensthemen	352
Gastvorträge	362
Tagungen/Kongresse	369
Vorträge der Lehrenden	371
Interessenschwerpunkte der Lehrenden	380
Ausgewählte Schriften der Institutsmitarbeiter und -mitarbeiterinnen	381
NOTIZEN, AJEC	392

Johannes Moser

Widerstand und Aneignung

Eine kleine Wohnsiedlung zwischen Abrißplänen und Neubewertung¹



Im Westen von Graz² liegt, eingebettet zwischen diversen Wohnhochhäusern auf der einen Seite und Brachlandarealen auf der anderen Seite, die sogenannte Kienzl-Siedlung. Die meisten Menschen, die tagtäglich daran vorbeifahren, nehmen diese kleine Siedlung gar nicht wahr, entspricht sie doch mit ihrem spezifischen Aussehen so überhaupt nicht der Architektur jenes städtischen Raums ihrer Umgebung, an der Richard Sennett Verödung, Trivialisierung und Verlust als Schauplatz des öffentlichen Lebens beklagt (Sennett 1991, 12). Bestehend aus 30 Holzhäusern, einem hohen Anteil an Grünflächen und geteilt durch eine Allee mit Kastanienbäumen steht sie in einem eigenartigen antimodernistischen Gegensatz zu ihrer Umwelt. Jene Beobachter jedoch, in deren Wahrnehmung sie Eingang findet, verharren in Staunen oder biegen von der Hauptstraße ab, um diesen besonderen Raum in Augenschein zu nehmen.

Diese Siedlung war in den letzten Jahren Anlaß für eine heftige Diskussion zwischen Bewohnern, Politikern, Planern und auch Wissenschaftern, die sich an dem Plan entzündete, die Häuser abzureißen, um diese „Baulandreserve“ innerhalb der Stadt gewinnbringend vermarkten und mit vermeintlich besserer Wohnqualität verbauen zu können. Die Kienzl-Siedlung ist aber nicht einfach ein Ort in einer Stadt, an dem Phänomene untersucht werden, die nicht spezifisch städtisch sind, wie dies Ulf Hannerz – mit seiner Bezeichnung „city as locus“ – zu Recht an vielen Studien der „Stadtforschung“ kritisiert hat (Hannerz 1980, 3f.). Vielmehr möchte ich an diesem Beispiel auf einige Aspekte eingehen, die typisch städtisch – im Sinne von Hannerz' „city as focus“³ – und in einem anderen Kontext so nicht vorstellbar sind. Weiters folge ich mit meinem Beispiel auch den

Gedanken von Ina-Maria Greverus, daß es für eine „Anthropologie der Stadt und der Städte“ einer „Anthropologie in der Stadt“ bedarf (Greverus 1993, 17), weil erst der detaillierte Blick auf spezielle Phänomene auf der einen Seite die vergleichende Perspektive auf der anderen Seite ermöglicht.

Die Kienzl-Siedlung ist auch ein Beispiel für die zentrale Bedeutung des Raumes, wie dies in der Kulturanthropologie immer wieder thematisiert wurde (vgl. Greverus und Schilling in diesem Band). Darüberhinaus verweist diese Siedlung darauf, daß es jenseits der stets konstatierten Individualisierung und der Pluralisierung der Lebensstile noch gemeinsame Bedeutungssysteme gibt, die von Menschen geteilt werden und in denen sie sich – der Postmoderne zum Trotz – einrichten. Auf mein Untersuchungsfeld trifft dabei genau das zu, was Heinz Schilling formuliert hat:

„Zur Sicherung seiner Existenz muß der Mensch einen Raum als sein Territorium begreifen können, einen Raum, den er für seine Bedürfnisse modifiziert, für sich hat, mit anderen teilt. Und weiter: Er besetzt ihn noch anders als nur physisch, nämlich mit Bedeutungen und Symbolen, und affektiv: mit Liebe, Skepsis oder Haß“ (Schilling 1994, 5).

Ich möchte aber noch ergänzen, daß dies – gerade in der Stadt – nicht nur ein Raum sein muß, sondern daß Menschen in verschiedenen Räumen oder diversen Netzwerken agieren und interagieren können.

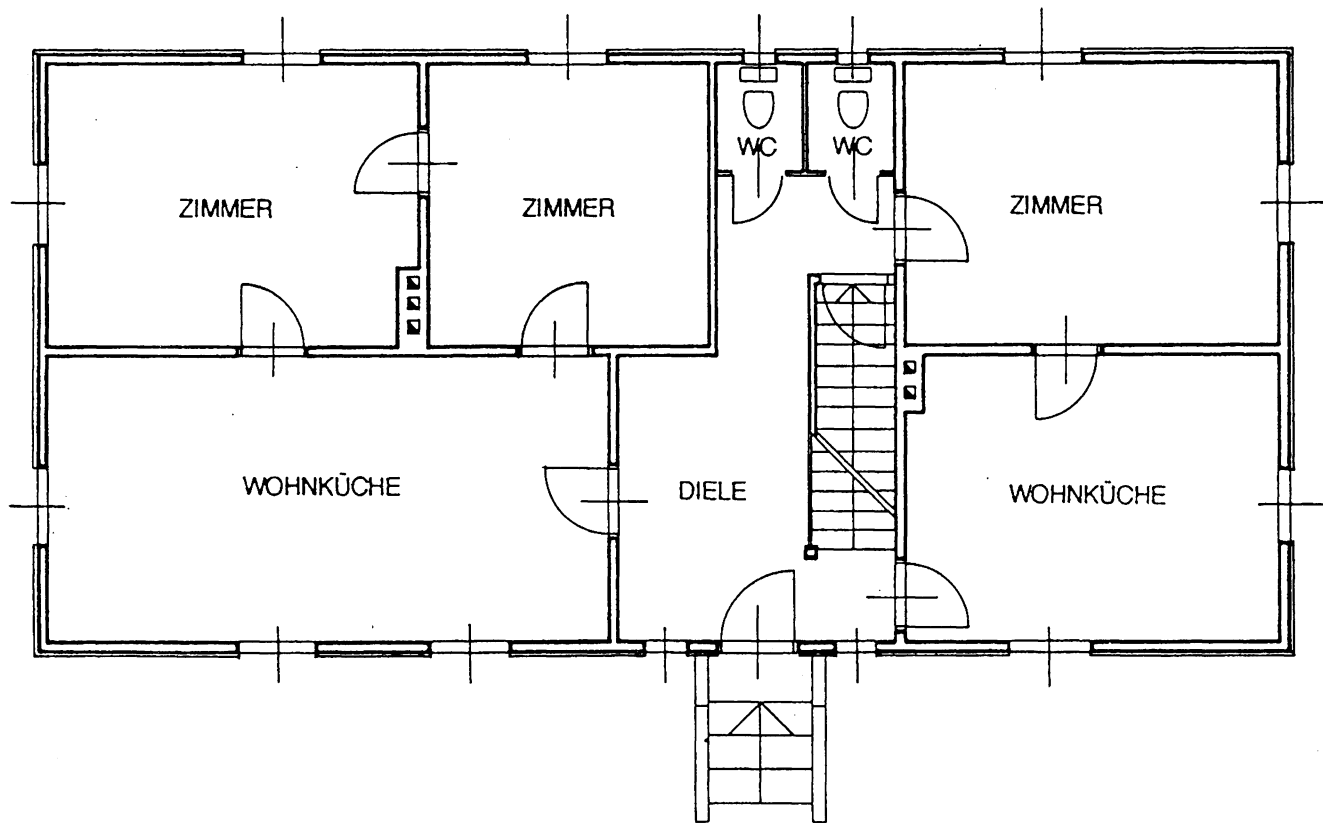
Die Kienzl-Siedlung liegt in Wetzelsdorf, einem Randbezirk von Graz, der erst 1938 in die „Stadt der Volkserhebung“, wie Graz nach dem „Anschluß“ Österreichs an das deutsche Reich ob seiner zweifelhaften Verdienste als Hochburg illegaler Nationalsozialisten vor 1938 genannt worden ist, eingemeindet wurde. Die Siedlung selbst wurde 1942 im Rahmen eines Sonderprogrammes, nachdem fast alle Wohnbauvorhaben im Zuge der Kriegswirtschaft bereits eingestellt werden mußten, errichtet und wies all jene Schwächen auf, die aus der Knappheit der für eine solide Bauweise benötigten Ressourcen resultierten. Dennoch handelte es sich nicht um Behelfswohnheime für Bombengeschädigte, wie dies später von verschiedenen Seiten vermutet wurde. Der Beschluß zum Bau von Behelfsheimen erfolgte nämlich erst 1943, als die Kienzl-Siedlung bereits fertiggestellt war (vgl. Harlander/Fehl 1986, 69; Recker 1978, 131). Die Kienzl-Siedlung dürfte zwar nicht als Dauerlösung, aber doch für einen längeren Zeitraum konzipiert gewesen sein, denn der soziale Wohnbau in Graz war zwischen 1939 und 1945 praktisch zum Erliegen gekommen (vgl. Lackner 1984, 145-179).

Aufgrund der Materialsituation und der Knappheit der finanziellen Mittel mußten die nationalsozialistischen Planer von einigen ihrer grundlegenden Ideen den Wohnbau betreffend abgehen. Grundsätzlich bevorzugten die

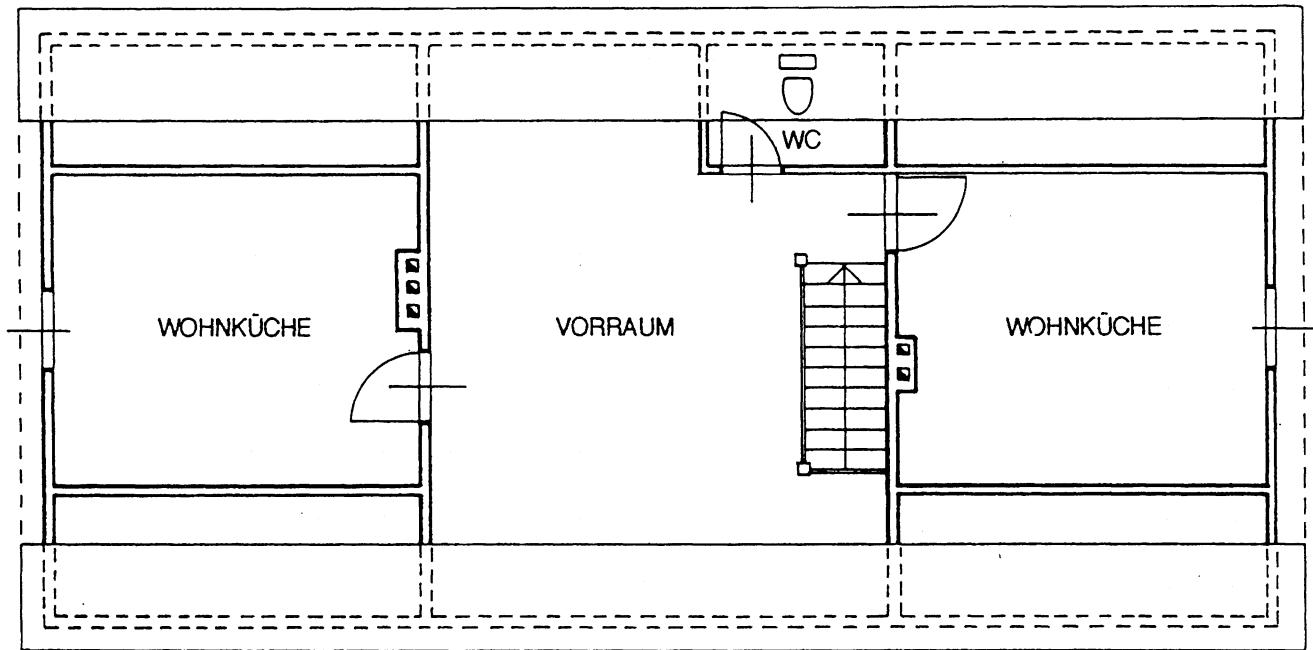
Nationalsozialisten ein Kleinhaus mit Garten für die Familie, „Erdnähe“ und gesunde Wohnungen mit Licht, Luft und Sonne für einen „gesunden“ Nachwuchs sowie einfachste Formgebung unter Einpassung in das Orts- und Landschaftsbild bzw. die regionale Bautradition (Walz 1979, 36; 148; Peltz-Dreckmann 1978, 102). Dabei deckte sich die nationalsozialistische Ideologie durchaus mit Werten, die im Kleinbürgertum vorhanden waren. Darüber hinaus sollte durch die Bewahrung und Pflege handwerklicher Traditionen die mittelständische Wirtschaft gefördert werden. Doch die Wirklichkeit sah anders aus, weil bereits nach 1933 der Weg der Typisierung und Standardisierung eingeschlagen worden war. Mit Fortdauer der wirtschaftlichen Probleme und insbesondere mit der Kriegswirtschaft sank die Qualität der wenigen erbauten Siedlungen und Wohnhäuser weiter. Schließlich gingen sogar die nationalsozialistischen Architekten daran, Mehrfamilienhäuser zu entwerfen, für die auch Serienelemente verwendet werden sollten (vgl. Teut 1967, 250ff.).

Die Kienzl-Siedlung ist ein Produkt dieser Kriegs- und Krisenzeit. Sie besteht aus 30 Holzhäusern mit einer Länge von 16,4 m, einer Breite von 7,7 m und einer Dachsaumhöhe von 3,5 m. Die Bauten erstrecken sich auf einer Fläche von ungefähr 32.000 m², sind zur Hälfte unterkellert und enthalten vier Wohneinheiten (siehe Abb.1-2)⁴; der Keller beherbergt Parteienabteile, eine Waschküche und eine Faßkammer. In der ursprünglichen Konzeption befanden sich im Erdgeschoß zwei größere Wohneinheiten mit ca. 58 m² bzw. 36 m², im Dachgeschoß lagen zwei Einzimmerwohnungen mit je 19,4 m² Fläche. Die beiden Klosetts, die von allen vier Parteien benutzt wurden, waren im Erdgeschoß. Die Häuser verfügten über einen Wasseranschluß; Schmutz- und Regenwasser wurde durch Sickergruben beseitigt, die Fäkalien mittels Tonnen-system entsorgt. Die Holzteile der Bauten wurden in Fertigteilbauweise mit Holztafelementen errichtet (siehe Photo 1 u. 2)⁵.

Ursprünglich existierten in dieser Siedlung 120 Wohneinheiten, allerdings reduzierte sich diese Zahl im Laufe der Zeit durch Wohnungszusammenlegungen auf 104 Einheiten, von denen zur Zeit der Befragung im Februar 1993 nur 96 belegt waren.⁶ Zur Bauzeit wiesen alle Wohnungen – nach heutigen Standards – die Kategorie D⁷ auf. Davon gingen wohl die Verantwortlichen der Stadt Graz noch Ende der 80er Jahre aus, denen diese Siedlung mit den Holzhäusern ein Dorn im Auge war. Der zuständige Stadtrat startete eine Initiative, die die Beseitigung dieses vermeintlichen Schandflecks zum Ziel hatte. Zu diesem Zweck lancierte er Berichte in verschiedenen Tageszeitungen, es handle sich um eine „Barackensiedlung mit der Kategorie D“ und ein „echtes Armutsgebiet“ (Neue Zeit, 8.6.1988). Etwa ein Jahr später wurde in der Tageszeitung „Kurier“ über eine Initiative des



GRUNDRISZ EG M= 1:100



GRUNDRISZ 1.OG M= 1:100

Abb. 2

Stadtrates berichtet, „die letzten Wohnungs-Schandflecke“ in Graz verschwinden zu lassen. Weiters heißt es in diesem Artikel:

„Am Zaun lehnen zwei Einkaufswagenl vom Supermarkt. Sie gehören ebenso dazu wie die Wäscheleine neben dem Ofen im Wohnzimmer. Sozialwohnungen, Kategorie D. D wie desolat, D wie 'Das' Letzte in Graz.

Nicht mehr lange. Die Wohnbaracken ... sollen in den nächsten Jahren aus dem Stadtbild der Murmetropole endgültig verschwinden. Ersetzt werden durch Sozialwohnungen, die diesen Namen auch verdienen. (...) Aber die großen Hürden kommen auf die Verantwortlichen erst zu. Schließlich geht es nicht allein darum, ein paar baufällige Gebäude wegzuräumen und so Platz für mehr und bessere Wohnungen zu schaffen. Es geht um Menschen, die seit Jahrzehnten in diesen Siedlungen leben, die unhygienische Baracken als ihre eigenen vier Wände betrachten. Die Angst haben, sich besseres Wohnen nicht leisten zu können“ (Kurier, 23. 4. 1989).



Photo 1

Garniert war dieser Artikel mit zwei Photos von desolaten Wohnungen, die mit Sicherheit nicht aus der Kienzl-Siedlung stammen. Schließlich sprach Stadtrat Messner noch im Dezember 1992 davon, daß die Häuser in der Kienzl-Siedlung Kategorie D-Wohnungen darstellten, dies habe eine Beurteilung eines Grazer Architekten ergeben. Dieser Architekt hatte allerdings

gar nicht die Kategorie der Wohnungen untersucht, sondern den Gebäudezustand der Häuser erhoben. Dabei stellte er auf einer Skala von 1 bis 5 für diese Siedlung die Bewertung 3 fest, ohne seine Kriterien darzulegen, wie er zu seinen Beurteilungen kam. Jedenfalls sollte ein Prozeß der „Gentrification“ in Gang gesetzt werden, bei dem – im allgemeinen – verfallene Gebäude wiederhergestellt werden, was wiederum einhergeht mit einer Verdrängung der unteren sozialen Schichten (Dangschat 1988, 273). Die Definitionsmacht darüber, welche Gebäude nun als verfallen gelten, liegt selbstverständlich nicht bei den Bewohnern dieser Gebäude, sondern bei Politikern und Planern, denen es um ein Mithalten in einem internationalen Wettbewerb der Attraktivität der Städte geht, wobei einigermaßen im unklaren bleibt, was zu dieser Attraktivität beiträgt – eine Holzhausiedlung auf jeden Fall nicht.



Photo 2

Dementsprechend wurde von der zuständigen Liegenschaftsverwaltung mit der Strategie verfahren, an den Häusern keine Instandhaltungsarbeiten und Reparaturen vorzunehmen, solange dies von den Bewohnern nicht vehement gefordert wurde. Die Vermutung liegt nahe, daß die Substanz der Häuser soweit „geschwächt“ werden sollte, bis ein Abriß der Gebäude unvermeidlich ist. Inwieweit eine solche Maßnahme in weiterer Folge aber gerade die sozial schwächeren Bewohner der Siedlung getroffen hätte, wurde nicht reflektiert. Hans-Jürgen Naroska hat darauf hingewiesen, daß bei sol-

chen Prozessen vor allem die unterprivilegierten Schichten im Stadtraum herumgeschoben werden und im Hinblick auf ihre Wohnbedürfnisse in eine Zange kommunal- und stadtentwicklungspolitischer Interessen kommen (Naroska 1988, 259). Auch in unserem Beispiel würde diese Gruppe zu den Modernisierungsverlierern zählen. Erika Haindl hat in ihrer Arbeit über die Stadt Hofheim ebenfalls die Verdrängung sozial schwacher Gruppen aus Sanierungsgebieten – in ihrem Fall der Stadtkern – thematisiert. Sie verlangt, die unterschiedlichen Bedürfnisse der Bewohner möglichst komplex und interdisziplinär zu analysieren, um diese Erkenntnisse in eine sozial verträgliche Planung einzubeziehen (Haindl 1983, 243f.).

Der Großteil der Bewohner hatte aber in den letzten Jahrzehnten die Sache selbst in die Hand genommen und so ein „Incumbant Upgrading“ – eine Aufwertung von innen heraus – betrieben (vgl. Dangschat 1988, 275), das von den Verantwortlichen der Stadt weitgehend unbemerkt abgelaufen war. Unter anderem wurden in den Wohnungen massive Verbesserungen vorgenommen. Heute gehören nur mehr 25% der Wohnungen der Kategorie D an, wobei es sich fast ausschließlich um die Einzimmerwohnungen im Dachgeschoß handelt. Dort wäre der Einbau von Duschen und Toiletten im nachhinein ziemlich aufwendig, noch dazu werden diese Zimmer häufig von sozial minderbemittelten Personen bewohnt, die sich die Investition nicht leisten könnten. 13% der Wohnungen haben die Kategorie C (Bad oder WC in der Wohnung), 54% die Kategorie B und 8% sogar die Kategorie A. Aber es wurde nicht nur in eine Verbesserung des Wohnstandards investiert, sondern die Menschen verbesserten Elektroinstallationen, bauten neue Türen und Fenster ein bzw. sorgten für eine bessere Wärmedämmung. Diese Arbeiten beschränkten sich jedoch nicht auf den Innenraum. Gerade weil die Liegenschaftsverwaltung nach Meinung vieler Bewohner versagte, wurden die Holzteile der Gebäude gestrichen – was für deren Erhalt unbedingt erforderlich ist –, die Sockel der Häuser verputzt, in den Vorräumen Böden verlegt und sonstige notwendige Reparaturen vorgenommen. Lediglich in letzter Zeit hatten sich die Eigenbemühungen einiger Bewohner etwas reduziert, weil die Unsicherheit über die Zukunft der Siedlung die Initiative lähmte und viele vor Investitionen zurückschreckten. Das trifft sich mit der Einschätzung von Elisabeth Katschnig-Fasch, wonach die zeitliche Begrenzung des Wohnens – in ihrer Untersuchung Werkwohnungen – die Chancen verringert, sich mit diesem Lebensbereich zu identifizieren (Katschnig-Fasch 1985, 332).

Für die Kienzl-Siedlung könnte vielleicht mit Bourdieu gesagt werden, die dortigen Bewohner entwickelten den „Notwendigkeitsgeschmack“ eines „realistischen Hedonismus“ und eines „skeptischen Materialismus“, dessen

Ursprung in der „Entscheidung für das Notwendige“ liegt, in dem, „was aus ökonomischem und sozialem Zwang die 'einfachen' und 'bescheidenen' Leute zu einem 'einfachen' und 'bescheidenen' Geschmack verurteilt“ (Bourdieu 1982, 290, 616 und 594). Damit werden allerdings die umfassenden und auch vielfältigen Strategien der Lebensbewältigung der Menschen dort nicht berücksichtigt. Norbert Schindler hat zu Recht darauf hingewiesen, daß es sich dabei um eine bürgerliche Interpretation und um einen Blick von oben nach unten handelt und der Lebensstil der Unterschichten dabei immer nur als Notwendigkeitsgeschmack wahrgenommen wird. Die Einrichtung in materielle Zwänge werde dann nicht mehr als eigenständige Kulturpraxis verstanden, „sondern erscheint lediglich als Unterwerfung unter diese Zwänge, ja als der inkorporierte Zwang selbst, d.h. als Unkultur“ (Schindler 1985, 208). Aber die Kultur unterer sozialer Schichten oder einfacher Leute läßt sich nicht reduzieren auf eine bloße Unterwerfung unter ökonomische Zwänge, sondern sie beinhaltet eine Vielzahl von Handlungsalternativen, über die stets von neuem entschieden werden muß (vgl. Schindler 1985, 213f.), und sie verfügt über ihre eigenen Formen von Kreativität – wie ich sie in der Kienzl-Siedlung in vielfältigen Formen von der Garten- bis zur Wohnungsgestaltung erleben konnte –, denen eine Unterordnung in ein ökonomisches Zwangsmodell einfach nicht gerecht wird.⁸ Genau diese Formen der Aneignung einer Wohnumwelt, die die Menschen nicht lediglich als Opfer der Umstände versteht, auch wenn soziale Ungleichheiten mit dieser Position keineswegs verschleiert werden sollen, beschrieb Ina-Maria Greverus in ihrem kulturökologischen Zugang zum Bauen und Wohnen in den Niederlanden, wenn sie unter anderem den Ort Dronten vorstellt:

„Wir sahen Dronten. Eine Stadt, ein Dorf? Kaum zu sagen. Es fehlte die Aura des einen und des anderen – Zweckbauten, alle gleich, vom Reißbrett auf viel Raum projiziert, und dazwischen der Glaspalast – De Meerpaal – totes Kommunikationszentrum! Aber zwischen den langweiligen Häusern waren Vogelvolieren, Gartenanlagen, alle verschieden – und bei den Baracken am Rande des Ortes spielten die Kinder, und jeder Raum darin war bunt, gestaltet und ein wenig unordentlich. In einem neu geschaffenen Land mit allen Möglichkeiten für wohnende Inbesitznahme wurden auch die Fehlplanungen 'von oben' und das Sich-trotzdem-Einrichten von Menschen besonders deutlich“ (Greverus 1976, 33).

Genau dies trifft auch auf die Kienzl-Siedlung zu; die Holzbauten der Nationalsozialisten – eher der Not entsprungen, denn konkreten Planungsvorgaben folgend – waren weder auf dauerhaftes Wohnen ausgerichtet, noch ver-

körperten sie für die Menschen von vorneherein das, was sie sich unter optimalen Wohnverhältnissen vorstellten – zumal in den Zeiten des Wirtschaftsaufschwungs in den 50er und 60er Jahren. Aber: Die Bewohner haben sich in ihrer Welt sehr gut eingerichtet, wie das bei Fragen zur Wohnzufriedenheit und zur Bindung an die Wohnumgebung zum Ausdruck kommt. 86% der Befragten gaben an, sie hätten nicht die Absicht, ihre Wohnung zu wechseln; 92% meinten, es würde ihnen „sehr schwer“ oder „schwer“ fallen, von hier wegzuziehen.⁹ Dementsprechend gaben sich die Bewohner mit den von mir vorgegebenen Kategorien von „sehr schwer fallen“ bis „gar nicht schwer fallen“ nicht zufrieden und faßten ihre Gedanken dazu auch in Worte:

„Wegziehen – nicht vorstellbar.“

„Ich ziehe nicht aus, die müßten mich mit dem 'Kaiblstreck' rausziehen.“

„Das Wegziehen würde niemand aushalten.“

Ein Mann verkehrte die Angelegenheit ins Witzige und meinte auf die Frage, ob er wegzuziehen gedenke: *Ja, runter zum Zentralfriedhof*, an ein Umziehen vor dem Tod, denke er nicht mehr.

Auch andere Fragen zur Wohnzufriedenheit erzielten bei meinen Interviewpartnern in der Kienzl-Siedlung hohe Werte. Grünflächen, Architektur und die niedrigen Wohnungskosten wurden besonders positiv bewertet, bei der sanitären Ausstattung und der Lärmisolierung wurden gewisse Mängel konstatiert. Diese Angaben beweisen vor allem, daß Wohnzufriedenheit nicht einfach am formal „objektiven“ Standard der Wohnungen gemessen werden kann, der sich im übrigen ebenso nach den individuellen Bedürfnissen unterscheidet, sondern daß dabei andere Faktoren eine Rolle spielen. Dies konnte Elisabeth Katschnig-Fasch auch für andere Grazer Wohngebiete feststellen:

„Die Annahme, daß geordnete Wohnstrukturen auch Zufriedenheit schaffen – eine Annahme, auf die sich das Konzept des gesamten sozialen Wohnbaus beruft und sich damit zu rechtfertigen versucht –, daß also die Dimension Ordnung mit der subjektiven Bewertung der Zufriedenheit korreliert, wird hier – im Wohnen des Untersuchungsgebietes unterer sozialer Schichten – nicht bestätigt, im Ergebnis ja geradezu falsifiziert. Trotz der schlechteren äußeren Bedingungen erreichte hier die Frage nach der Wohnzufriedenheit die höchste Bewertung“ (Katschnig-Fasch 1985, 335f.).

Diesen Gedanken folgend sollten stadtplanerische Maßnahmen Rahmenbedingungen schaffen, die die Befriedung der spezifischen Bedürfnisse der Menschen möglich machen. Nicht Wohnungsplanung, die lediglich auf eine

Erhöhung der Wohnungsstandards abzielt, kann maßgeblich sein. Diese Konzentration des Wohnbegriffes auf innen hat Katschnig-Fasch ebenfalls kritisiert und festgehalten: „Wohnen ist in höchstem Maße von Außenbedingungen, von Bedingungen der engeren und weiteren Umwelt ... abhängig“ (Katschnig-Fasch 1984, 242). Diese Innenperspektive entspricht genau jenem Ideal, mit dem die Verantwortlichen der Stadt Graz die Kienzl-Siedlung als reines Armutsgebiet ausmachen, das es auszumerzen gilt. Das soll nun nicht bedeuten, daß Planer ihre Vorhaben lediglich nach einer Unterschichtenzufriedenheit¹⁰ ausrichten sollen. Es zeigt sich aber, in welchem hohem Ausmaß genau von diesen sozial schwächeren Menschen Möglichkeiten der weiteren Wohnraumnutzung und -gestaltung wahrgenommen werden, deren Verlust sonst immer beklagt wird. Gerade in Sanierungsgebieten führt außerdem die Aufwertung durch Wohnraumverbesserung stets zur Vertreibung der sozial Schwachen, was keineswegs das Ziel vernünftiger und gerechter Stadtplanung sein darf.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum sich so heftiger Widerstand gegen die Abrißpläne etablierte.¹¹ Während nämlich die Gemeinde nach der Meinung der Befragten ziemlich untätig blieb, hatten sie sich selbst ständig darum bemüht, ihre Wohnsituation zu verbessern. Dies wurde nicht nur in individuellen Aktionen getan, sondern die Leute legten durchaus gemeinsam Hand an. Als dann von offizieller Seite die pauschale Charakterisierung als Substandard siedlung folgte, die aus dem Stadtbild verschwinden soll, mußte es zur Gegenwehr kommen, weil das Selbstbild der Bewohner – ihre Zufriedenheit mit dem Selbstgestalteten und der Freiheit – massiv angegriffen wurde.

Ein bedeutender Aspekt, der diese Siedlung für alle, die sie kennen, so attraktiv macht, ist die Außenraumgestaltung, die in der dortigen Form im urbanen Raum kaum bzw. nicht mehr vorzufinden ist. Der Architekturhistoriker Friedrich Achleitner vermerkt in seinem Buch über die Architektur in der Steiermark zur Kienzl-Siedlung, die Wohnbauten gehörten

„natürlich in die Kategorie von Substandardwohnungen. (...) Dennoch wird der Besucher dieser Siedlung von den Freiraumqualitäten überrascht sein, von den Beziehungen der Häuser zu den Gärten und dem Grad der Freiraumnutzung durch die Bewohner“ (Achleitner 1983).

Damit ist genau jener Punkt angesprochen, der das Wohnen für alle Befragten dort besonders auszeichnet. 84% meiner Interviewpartner nannten bei der Frage nach den größten Vorteilen der Siedlung spontan die Grünanlagen und Gärten. Eine Frau beklagte geradezu das Positive am Garten: *Das war*

ja genau dieser verdammte Garten, der uns immer hier bleiben hat lassen (Photo 3).

Die großzügige Bereitstellung von Grünanlagen und Gärten hängt mit der ursprünglichen Konzeption der Siedlung zusammen, die neben dem gesunden Wohnen auch eine größtmögliche Selbstversorgung der Familie gewährleisten sollte. Dies wurde und wird von den Bewohnern bis heute genutzt, auch wenn der Aspekt der Selbstversorgung ziemlich in den Hintergrund getreten ist. 65% der befragten Personen nutzten oder nutzen den Garten unter anderem als Gemüsegarten. Unter den 35%, die das nicht tun, finden sich vor allem jüngere Mieter und solche, die keinen Anteil am Garten haben. Denn bei der inoffiziellen Aufteilung des Gartens spielen offensichtlich angestammte Rechte eine wichtige Rolle, obwohl er de jure allen Mietern zur Benutzung freisteht. Eine Bewohnerin beschwerte sich deswegen bei mir, indem sie über einen Mitbewohner berichtete: *Er läßt niemanden rein in den Garten, der frißt mich eher*. Die Nichtteilhabe an diesem gemeinsamen Gut kann also gerade dort, wo es so großzügig vorhanden ist, zu größeren Frustrationen führen.



Photo 3

Die Bedeutung der Grünflächen und Gartenanlagen wird in allen Interviews zum Ausdruck gebracht. So meinte Frau Brandner: *„Wir fühlen uns in der Siedlung wirklich frei. Wir haben den Garten da. Wir können hinausgehen in den Garten*. Herr Kogler, der bei diesem Interview anwesend ist,

ergänzt: *Wenn man beim Hochhaus schaut, wie die wohnen. Die können auf den Balkon hinausgehen, das ist alles, was sie können. Du hast doch ein bißchen Grün rundherum, und dann ist es da viel ruhiger.* Auch der Siedlungssprecher, der im Zuge des aufkeimenden Widerstandes gegen die Abrißpläne gewählt wurde, betont diesen Vorteil:

„Ich glaube, was es noch ist, daß wir nicht so eng aneinander wohnen, daß wir einen Freiraum haben. Man kann sich bewegen. Man kommt raus aus dem Haus und kann sich bewegen, ohne daß man irgendwie eingeengt wird durch Nachbarn oder irgendetwas anderes, weil wir eine große Grünfläche haben.“

Da die Wohnungen relativ klein sind, spielte und spielt sich vor allem in der wärmeren Jahreszeit ein Großteil des Familienlebens im Freien ab. Daher gibt es im Unterschied zu Hochhausbauten, die über weniger Grünraum verfügen, bei weitem mehr Kommunikation unter den Bewohnern. Diese zahlreichen Kontakte führten natürlich immer wieder zu kleineren Streitigkeiten, die entweder durch lärmende Kinder, betrunkene Männer oder ähnliche Konfliktstoffe verursacht wurden. Mittlerweile zeichnet sich auch in der Kienzl-Siedlung ein Modernisierungszug ab, den Richard Sennett als „Tyrannei der Intimität“ umschrieben hat (Sennett 1986). Man trifft sich zwar auf der Straße oder im Freien und spricht dort miteinander, darüber hinaus halten sich die Kontakte jedoch in Grenzen. Die nachbarschaftlichen Beziehungen sind, wie auch in einer jüngeren volkskundlichen Arbeit bestätigt wird, immer mehr von individuellen Wünschen und Vorstellungen geleitet (vgl. Engelhard 1986, 258f.). Die Ergebnisse der Befragung zeigen, daß zwar nahezu alle Mitbewohnerinnen und Mitbewohner erkannt und begrüßt werden, Besuchskontakte sind aber eher spärlich. Der Großteil der Befragten gab an, die Kontakte mit anderen Bewohnern fänden hauptsächlich auf der Straße statt. Das Leben außerhalb der Wohnung nimmt demnach einen bedeutenden Stellenwert ein. Auch Janne und Roland Günter sowie Gisela Welz haben in unterschiedlichen Zusammenhängen dieses Phänomen untersucht (Günter 1976; Welz 1991). Janne und Roland Günter sehen in der von ihnen untersuchten Arbeitersiedlung Eisenheim vor allem drei Funktionen des Freiraums: „Er ist Aktionsraum, in dem Menschen in vielfältiger Weise tätig sind (z.B. durch Gartenarbeit); zweitens ist er Kommunikationsraum“, wodurch es zu intensiveren nachbarschaftlichen Beziehungen kommen kann; und drittens ist er Selbstdarstellungsraum, in dem die Menschen Spuren hinterlassen können, damit er als ihr Raum identifizierbar wird (Günter 1976, 17f.). Die kommunikationsfördernden Aspekte eines Gartens und die Möglichkeit der Selbstgestaltung werden

auch in der Studie über Bergen-Enkheim besonders hervorgestrichen (Scheidemann 1982, 54ff. und 47).

Gisela Welz hat in ihrer Untersuchung über ein New Yorker Armutsviertel darauf hingewiesen, daß die Aneignung des Raumes außerhalb der eigenen vier Wände eine Problemlösungsstrategie unterer sozialer Schichten darstellen kann (Welz 1991, 28f.). Die Praxis der Bewohner sowohl in der Arbeitersiedlung Eisenheim als auch in der Kienzl-Siedlung bestätigen dies: aufgrund der Enge in der eigenen Wohnung wird das Wohnumfeld als zusätzlicher Wohnraum verwendet. Während dies in der Kienzl-Siedlung früher häufig aus Gründen der Notwendigkeit – kinderreiche Familien – geschah, wird diese Möglichkeit nun von den mittlerweile allein oder zu zweit lebenden älteren Bewohnern weiterhin für diverse Aktivitäten genutzt. Auch Adolf Schön und Ulla Weber haben auf die Bedeutung hingewiesen, die jene Aktivitäten haben, die in einem solchen Raum entfaltet werden können (Schön/Weber 1982, 117). In der Kienzl-Siedlung sind das zwar nicht immer kommunikationsfördernde Aktivitäten, aber die Pflege des Gartenzwergensembles oder die Rituale des Autowaschens tragen ebenfalls zu dem spezifischen Bild bei, aus dem sich die Bewohner eine positive Beziehung zu ihrer Siedlung konstruieren (Photo 4).



Photo 4

Heute ist die Gartennutzung nicht mehr für die Selbstversorgung, sondern vor allem für die Freizeitgestaltung von Interesse. Bei entsprechender Witterung kann dort gegessen oder gespielt werden, manchmal lädt man

Nachbarn oder Freunde zum Grillen oder zum Kartenspielen ein. Ähnliches schildert Gisela Welz für die „casitas“ puertoricanischer Emigranten in New York (Welz 1994, 16-19). Über den engeren Rahmen der Freiraumnutzung des Gartens rund um das eigene Haus gibt es aber noch die Nutzung des ganzen Areals. Eltern spazieren mit ihren Kindern durch die an den Randteilen kaum befahrene Siedlung, treffen sich mit anderen Leuten und unterhalten sich. Für die Kinder ist der Freiraum ein regelrechtes Dorado; abgesehen von der die Siedlung teilenden Straße, die zum Raiffeisenhof führt und relativ stark frequentiert ist, können sie sich ziemlich frei bewegen: Radfahren, Ballspielen oder die Gegend erkunden.¹² Die Eltern betonten, sie könnten hier ihre Kinder ruhigen Gewissens unbeaufsichtigt ins Freie lassen, solange sie ihnen einschärfen, daß sie die Siedlung nicht in Richtung Straßangerstraße verlassen dürfen. Gerade die von mir befragten ehemaligen Bewohner der Kienzl-Siedlung bedauerten, daß sie ihren Kindern keinen solchen Auslauf gestatten könnten, wie dies in der Kienzl-Siedlung möglich sei und wie sie das in ihrer Kindheit genossen hätten. So erzählte Herr Prassl:

„Das da oben ist für mein Gefühl, jetzt abgesehen davon, daß wir als Kinder –, daß da sowieso alles ganz anders war, aber trotzdem war damals schon rund um jedes normale Einfamilienhaus Zäune, und dort oben war wie Klein-Gallien. Da warst du frei beweglich, da rundherum war die Stadt und da drin warst du der Kaiser. Und das vermisse ich für meine Kinder“.

Damit ist in dieser Wohngegend außer Kraft gesetzt, was einige Wissenschaftler die „Verhäuslichung von Kindheit im 20. Jahrhundert“ genannt haben. Sie stellten fest, daß spätestens ab den 60er Jahren „die nachgeholte Modernisierung der Alltagskultur Westeuropas die Kinder im Zuge von Stadtsanierungen und Massenmotorisierung von den Quartierstraßen“ vertrieben habe (Behnken u.a. 1988, 45).

Parallel zu dieser Nutzung des Außenraumes entwickelte sich auch eine neue symbolische Bedeutung der Siedlung sowohl für die Bewohner als auch für viele Menschen außerhalb der Siedlung. Obwohl die meisten Menschen diese Wohnungen nicht unbedingt freiwillig gewählt hatten, sondern den Wohnraum zugewiesen bekamen, eigneten sie sich ihre Umwelt positiv an. Sie entwickelten etwas, was Anthony Giddens „zoning behaviour“ nannte: Menschen befinden sich nicht nur „in“ einer räumlichen Umwelt, sie schaffen diese durch ihr Verhalten selbst (zit. nach Musil 1988, 26).

Dieses Verhalten der Menschen in der Kienzl-Siedlung entspricht nun nicht dem Ideal vieler Planer und wie die Menschen in der Kienzl-Siedlung tatsächlich leben, kann dem Blickwinkel entsprechend unterschiedlich beur-

teilt werden. Unser Stadtrat erkannte lauter Substandardwohnungen, obwohl er noch nie eine Wohnung dort betreten hatte. Dies führte im übrigen bei der Bürgerversammlung zu einer amüsanten Situation. Der Siedlungssprecher forderte – unter allgemeiner Begeisterung der Anwesenden – den Politiker auf, mit ihm die Wohnungen der Siedlung zu besichtigen, um sich ein Bild über die dortige Situation zu machen; diese Begehung fand meines Wissens bis heute nicht statt.

Aber selbst objektiv gleiche Verhältnisse können zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich wahrgenommen werden. Lange Zeit hatte die Siedlung keinen guten Ruf, und es wäre vielen recht gewesen, wenn sie aus dem Stadtbild verschwindet. Gerade in den Zeiten des Wirtschaftsaufschwungs in den 60er und 70er Jahren kam es zu einer Stigmatisierung der Siedlung als Armutsgebiet, weil damals andere Wohnformen propagiert und von den Leuten auch angenommen wurden. Den Bewohnern der Kienzl-Siedlung war durch ihr Verbleiben dort nicht nur die soziale Schwäche auf den Leib geschrieben, sondern damit war auch die Zuschreibung als „asozial“ verbunden. Dies war auch der Grund, warum einige Bewohner aus der Siedlung in andere Wohnungen umzogen. Der Siedlungssprecher erzählte beispielsweise, wie wichtig es für seinen Vater gewesen ist, aus diesen Verhältnissen auszubrechen – in seiner jetzigen Wohnung sei er jedoch ziemlich unzufrieden. Heute hat sich die negative Charakterisierung, die auch von Bewohnern der Kienzl-Siedlung übernommen wurde, wieder geändert. So stellte ein Befragter fest: *Früher haben die Leute schon von Glasscherbensiedlung gesprochen, aber nach 10, 15 Jahren wollen sie wieder zurück.* Die Bewohner selbst sehen ihr Leben in der Siedlung mittlerweile als ein ländliches Relikt in einem verbetonierten städtischen Umfeld. Sie meinen unter anderem:

„Wir leben wie früher am Land“

„Weil wir noch ländlich wohnen, ist es für uns einmal alles.“

Daß es sich hier nur um die Vorstellung ländlichen Wohnens handelt, muß wohl nicht gesondert erwähnt werden. Bemerkenswert ist aber die Tatsache, wie dieses Bild auch außerhalb der Siedlung übernommen wird. Eine Unterschriftenaktion zur Erhaltung der „Kienzl-Siedlung“ war ein Riesenerfolg; und bei der bereits erwähnten Bürgerversammlung sprachen sich viele Wetzelsdorfer, die nicht in der Siedlung wohnen, für eine Erhaltung aus, weil diese ein Kleinod und ein Wahrzeichen von Wetzelsdorf geworden sei. Für viele Menschen stellt diese Siedlung etwas Besonderes dar. Es sei sofort eine kulturelle Differenz zu spüren, schreibt Elisabeth Katschnig-Fasch,

„die Unterschiedlichkeit des Wohn- und Lebensstiles, das Andere seiner Bewohner gegenüber denen anderer Stadtviertel, die Abwei-

chung gegenüber den 'normalen' städtischen Wohnstilen erkennbar. Die Rede ist nicht von Devianz, im Sinne von greifbarer, moralischer und sozialer Abweichung¹³. Das besondere dieses anderen Lebens- und Wohnstiles liegt vielleicht in der ungewöhnlichen Möglichkeit städtischen Lebens und es liegt vor allem in der Projektion subjektiver Bedürfnisse: Dieser begrenzte Lebens- und Wohnbereich erweckt in jedem, so auch in mir, unbewußt Sehnsüchte eines städtischen Lebens, die sich aus der 'normalen' Erfahrung der städtischen Begrenztheit der Ich-Umwelt-Beziehung ergeben“ (Katschnig-Fasch 1994, 3).

Sehr eindrucksvoll bringt das Frau Pichler zum Ausdruck, die bei der Beschreibung ihres Heimweges von einer imaginären Grenze spricht, weswegen ich im nachhinein bedauere, nicht mit Mental Maps (vgl. Ploch in diesem Band) gearbeitet zu haben:

„Wenn ich beim 31er [ein Autobus der städtischen Verkehrsbetriebe], und ich herüber über die Straßangerstraße und ich biege ein beim ersten Kastanienbaum, dann denk' ich mir, jetzt habe ich nicht mehr weit, jetzt bin ich gleich daheim. Als ob da eine Linie wäre. Und wenn dann erst alles anfängt zu blühen, dann kommen die Leute photographieren, die Allee. Da bin ich dann ganz stolz. Obwohl ich erst zehn Jahre oder was da bin“ (Photo 5).

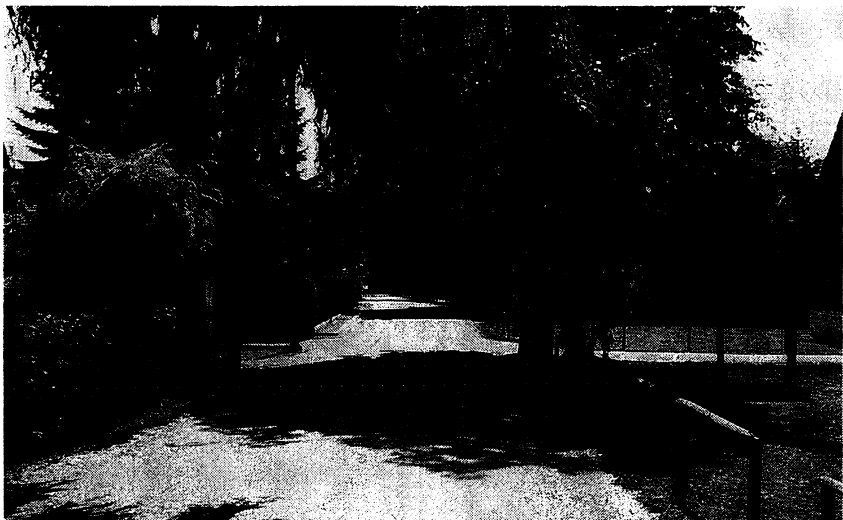


Photo 5

In diesem Zusammenhang werden die Gedanken von Marc Augé über Orte und Nicht-Orte besonders verständlich. Als Nicht-Ort definiert er einen Raum, „der keine Identität besitzt und sich weder als relational noch als historisch bezeichnen läßt“ (Augé 1994, 92f.), dazu zählt er unter anderem Verkehrsmittel. In dem Augenblick also, wo Frau Pichler den „Nicht-Ort“ Autobus verläßt, nach einer kurzen Phase des Übergangs, taucht sie in ihren Ort ein – einen Ort, der ihr Identität gibt.

Die Siedlung symbolisiert – vor allem für die Betrachter von außen – auch eine Lebenswelt jenseits von Verstandesherrschaft und Geldwirtschaft (vgl. Simmel 1957, 229) und verspricht in ihrer Kleinräumigkeit Individualität ohne die Folgen nachmoderner Individualisierung. Immer wieder kommen Interessierte in die Siedlung und erkundigen sich, ob die Häuser zu kaufen sind. Die Bewohner selbst sehen dies differenzierter; einerseits betonen sie ebenfalls die Möglichkeiten individueller Wohn- und Lebensgestaltung in der Siedlung, die sich vom städtischen Umfeld klar unterscheidet. Andererseits schätzen sie aber – neben der angesprochenen Individualität – ebenso die Gemeinschaft, die Übersichtlichkeit und die Ordnung, die eine so kleine Siedlung garantiert.

Die oben erwähnte Zuschreibung ländlicher Idylle hat für Bewohner und Außenstehende unterschiedliche Ursachen. Für die Bewohner dürfte gelten, daß das kollektive Gedächtnis, wie Maurice Halbwachs festgestellt hat, einem Ort soziale Bedeutung gibt (Halbwachs 1967, 127ff.). Dies gilt insbesondere für die Kienzl-Siedlung, in der die Bewohner im Durchschnitt schon seit über 27 Jahren wohnen. Dadurch entfaltet der Raum, so Georg Simmel, für die Erinnerung stärkere assoziative Kraft als die Zeit, weil er das sinnlich Anschaulichere ist (Simmel 1992, 710). Deshalb bleibt der Ort der Drehpunkt des Erinnerens, was ich auch bei meinen Interviews feststellen konnte. Viele Erzählungen bei meinen Erhebungen kreisen um Erlebnisse in der Siedlung – seien dies nun gegenseitige Hilfeleistungen, gemeinsame Aktivitäten oder auch diverse Streitigkeiten. Bei jenen Befragten, die dort aufgewachsen sind, stehen vor allem Kindheitserinnerungen in der Siedlung im Mittelpunkt – man weiß, hinter welchem Haus man die erste Freundin geküßt hat oder in welchem Garten man sich das Bein gebrochen hat, während man sich an das Jahr oder das Alter nicht mehr genau erinnert. In Erzählungen über Lebenskrisen – die ich hier aus Respekt vor den Befragten nicht wiedererzählen möchte – nahmen Haus und Siedlung einen zentralen Stellenwert ein, auch wenn sie mit dem Erlebten nicht unbedingt zu tun hatten. Kollektive Erinnerungen kreisen sowohl um gemeinsame Aktivitäten wie Renovierungen oder Feste als auch um die negative Wahrnehmung von außen.

Für die Außenstehenden hat sich hingegen die Einstellung zur Kienzl-Siedlung aufgrund der Veränderung kultureller Werte verschoben. Symbolisierte die Kienzl-Siedlung früher Armut, Abhängigkeit vom Garten und durch die Bauweise einen Antimodernismus, so verkörpert sie heute das kleinräumige Ideal im Grünen, mit dem Garten als Ausgleich und den Holzhäusern als Gegenpol zur versteinerten Stadt. Das neu erwachte Selbstbewußtsein¹⁴ dokumentiert sich auch an der Tatsache, daß in nahezu jeder Wohnung ein Photo hängt, das der Grazer Soziologe Karl Kubinzky aus einem Ballon aufgenommen hatte. Walter Firey hat schon 1945 herausgestrichen, „daß der Raum zu bestimmten Zeiten zum Symbol für bestimmte kulturelle Werte wird, die mit einer bestimmten Gegend assoziiert werden“ (Firey 1974, 141). Diese Werte, das ist ebenfalls bedeutend, sind aber nicht allein aus rationalen Gründen erklärbar, sondern es werden auch symbolische oder gefühlsmäßige Komponenten herangezogen (vgl. Thum 1979, 12). Die symbolischen Beziehungen sind soziale Konstrukte, die sich wandeln können, wie uns das Beispiel der Kienzl-Siedlung lehrt. In Zuspitzung der Realität könnte man sagen, die Siedlung sei – in der Wahrnehmung von außen – vom Ghetto zum Idealtyp mutiert, wodurch immerhin die älteren Bewohner eine späte Rehabilitierung ihrer Lebensweise erfahren.

Diese Aufwertung der Siedlung, wie sie nun auch von der städtischen Umwelt mitgetragen wurde, stärkte den Widerstandsgeist der Bewohner. Sie starteten eine Unterschriftenaktion zur Erhaltung der Siedlung und wandten sich auch an die verschiedensten Vertreter politischer Parteien, wobei vor allem die Bezirksvertreter aller Parteien für einen Erhalt der Siedlung votierten. Die Sensibilisierung der Menschen läßt sich unter anderem aus den Erfahrungen bei meinen Interviews ablesen. Die Bewohner sahen mich als einen Verbündeten, und es gab lediglich eine Verweigerung durch einen älteren Mann, der mich als einen Vertreter der Spekulanten bezeichnete, wobei selbst die Fürsprache der Nachbarin nichts fruchtete. In den Haushalten, die keinen Eingang in meine Untersuchung fanden, war während meines dreiwöchigen regelmäßigen Aufenthaltes in der Siedlung niemand anzutreffen. Ich wurde immer wieder in heftige Diskussionen über die Zukunft der Siedlung, die Politiker und die zuständige Liegenschaftsverwaltung eingebunden, aber auch um Rat gefragt und sollte Informationen einholen – beispielsweise wie die Gebäude einer solchen Siedlung den Status von denkmalgeschützten Häusern erhalten könnten. Zum Abschluß der Befragung wollten viele meiner Gewährleute den Fragebogen unterzeichnen oder taten dies auch, um ihre Position noch zu bekräftigen und ihre klare Stellung zu dokumentieren.

Dieser Beitrag sollte keineswegs versuchen, einen romantisierenden Blick auf etwas „Fremdes“ in der eigenen Gesellschaft zu werfen – auch wenn ich mich dem gewissen Charme dieser Siedlung nicht entziehen konnte. Vielmehr sollte dieser Text zeigen, wie Menschen auf typisch städtische Entwicklungen reagieren und Widerstandsformen entwickeln, die den eigenen Gestaltungsspielraum vergrößern und so – im Sinne von Schindlers These – die „Kulturfähigkeit“ auch unterer sozialer Schichten beweisen. In der Kienzl-Siedlung war dies lange Zeit eine „Kultur des Rückzugs“, indem man sich in vielerlei Hinsicht von einer „feindlichen“ Außenwelt abschottete und sich ihr gegenüber passiv verhielt. Aktiv waren die Menschen allerdings in dem Sinne, als sie sich ihren Wohnraum in Eigeninitiative bestmöglich gestalteten und sich in ihrer Wohnumwelt auch ohne die Hilfe der zuständigen städtischen Gremien einrichteten. Eine „Kultur des Widerstands“ entwickelte sich erst, als die Bedrohung durch die Abrißpläne entsprechend massiv wurden. Folgt man den Gedanken von Richard Sennett, so ist diese Haltung unzivilisiert, weil die Betroffenen wieder nur ihre engere lokale Gemeinschaft vor Augen haben, um die sie Barrikaden errichten, und die größeren politischen Zusammenhänge negieren (Sennett 1986, 371ff.). Allerdings darf nicht übersehen, daß der Widerstand einer kleinen lokalen Gemeinschaft – wie der Bewohner der Kienzl-Siedlung – durchaus eine Außenwirkung hervorrufen kann, die zu einer Mobilisierung politischen Bewußtseins in einem größeren Kontext beiträgt.

¹ Die Anregung zu der Untersuchung, die diesem Beitrag zugrundeliegt, verdanke ich meiner Grazer Kollegin Elisabeth Katschnig-Fasch, die mir auch die Finanzierung der Arbeit durch das Stadtplanungsamt Graz vermittelte. Ich möchte mich bei Dipl.Ing. Heinz Rosmann für seine Unterstützung bedanken. Elisabeth Katschnig-Fasch gab mir darüberhinaus wertvolle Anregungen, mit ihr gemeinsam teile ich die Hoffnung, daß unsere Untersuchungen mit dazu beitragen, den Bestand dieser Siedlung zu sichern.

² Graz ist die Landeshauptstadt der Steiermark und mit ca. 250.000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt Österreichs.

³ Hannerz fordert eine Stadtanthropologie, „where the focus is on urbanism itself“ (Hannerz 1980, 4).

⁴ Die Zeichnungen wurden von Matthias Langmayr angefertigt.

⁵ Die Photos wurden von Barbara Müller-Seelich aufgenommen.

⁶ Für meine Untersuchung befragte ich in 80% aller Haushalte zumindest eine Person mittels Fragebogen; die in diesem Zusammenhang geführten Gespräche habe ich protokolliert. Darüber hinaus führte ich neun qualitative Interviews mit Bewohnern, ehemaligen Bewohnern und Verantwortlichen der Stadtverwaltung durch. Die detaillierten Daten und Ergebnisse sind nachzulesen in Moser 1993.

⁷ In Österreich werden Wohnungen in vier Kategorien eingeteilt: Kategorie A beinhaltet Wohnungen, die über Bad, WC und eine zentrale Heizanlage verfügen; für Kategorie B müssen

- Bad und WC vorhanden sein; Kategorie C-Wohnungen haben entweder Bad oder WC und Kategorie D sind sogenannte Substandardwohnungen.
- 8 Diesen Punkt kritisiert auch Axel Honneth in seiner Auseinandersetzung mit Bourdieu, in der er prinzipiell Bourdieus theoretische Prämissen diskutiert (Honneth 1984, 147-164, hier 156f.).
 - 9 Im Wiener „Nobelbezirk“ Döbling, dem eine hohe Wohnkontinuität nachgesagt wird, meinen vergleichsweise nur 54% der Befragten, das Wegziehen würde ihnen schwer fallen (Thum 1979, 63).
 - 10 Diesen Begriff verdanke ich Heinz Schilling, der mich auf die Problematik hinwies, daß Planer auch einen „Aufstieg“ sozial Schwacher im Auge haben können.
 - 11 Janne und Roland Günter beschreiben für die Arbeitersiedlung Eisenheim, wie sich die Bewohner gegen Abrißpläne zur Wehr setzen und Strategien zum Erhalt der Siedlung entwickeln (Günter 1976).
 - 12 Auf die Bedeutung der Möglichkeit für Kinder, Freiräume in der Stadt zum Spielen zu nutzen, weist auch Heike Lauer in ihrer Arbeit über die Siedlung Römerstadt in Frankfurt am Main hin (Lauer 1990, 127).
 - 13 Sehr wohl gab es aber zu gewissen Zeiten eine von der Außenwelt zugeschriebene Abweichung, die im schlechten Ruf der Siedlung zum Ausdruck kam; durch eine solche Etikettierung als deviant wird Abweichung für die Betroffenen auch erst wirksam (vgl. Becker 1973).
 - 14 Ich möchte hier noch einmal auf Heike Lauer verweisen, in deren Untersuchung sich eine symbolische Ortsbezogenheit unter anderem in der Form herauskristallisierte, daß sich ältere Bewohner mitunter als „Römerstädter“ bezeichneten (Lauer 1990, 168).

Literatur

- Achleitner, Friedrich: Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert. Band 2, Salzburg und Wien 1983
- Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt a.M. 1994
- Becker, Howard S.: Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens, Frankfurt a.M. 1973 (¹1963)
- Behnken, Imbke; du Boy-Reymond, Manuela und Jürgen Zinnecker: Verhäuslichung von Kindheit im 20. Jahrhundert im interkulturellen Vergleich. In: Schildt, Axel und Arnold Sywottek (Hg.): Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg. Frankfurt a.M./New York 1988, 41-62
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. 1982.
- Dangschat, Jens S.: Gentrification: Der Wandel innenstadtnaher Wohnviertel. In: Friedrichs 1988, 272-292

- Engelhard, Jutta-Beate: Nachbarschaft in der Großstadt. Neuere Initiativen, dargestellt am Beispiel der Stadt Münster (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Band 49). Münster 1986
- Firey, Walter: Gefühl und Symbolik als ökologische Variable. In: Atteslander, Peter und Bernd Hamm (Hg.): Materialien zur Siedlungssoziologie. Köln 1974, 140-153
- Friedrichs, Jürgen: Soziologische Stadtforschung (=Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 29), Opladen 1988
- Greverus, Ina-Maria: Ein kulturökologischer Zugang zum Bauen und Wohnen in den Niederlanden. In: Bewohnte Umwelt. Betrachtungen zum Bauen und Wohnen in den Niederlanden (NOTIZEN 4). Frankfurt a.M. 1976, 25-41
- Greverus, Ina-Maria und Heinz Schilling (Hg.): Heimat Bergen-Enkheim. Lokale Identität am Rande der Großstadt (NOTIZEN 12). Frankfurt a.M. 1982
- Greverus, Ina-Maria: Approaching the City ... Such as Genoa. An Introduction. In: Anthropological Journal on European Cultures 2, 1993, 7-19
- Günter, Janne und Roland: Architekturelemente und Verhaltensweisen der Bewohner. Denkmalschutz als Sozialschutz. In: Greverus, Ina-Maria (Hg.): Denkmalsräume – Lebensräume (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Neue Folge 2/3). Giessen 1976, 7-56
- Haindl, Erika: Kulturanalyse einer „historischen“ Kleinstadt als Grundlage für kommunalpolitische Planungs- und Sozialaufgaben (Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX, Band 22). Frankfurt a.M. – Bern 1983
- Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Stuttgart 1967
- Hannerz, Ulf: Exploring the City. Inquiries Toward an Urban Anthropology. New York 1980
- Harlander, Tilman und Gerhard Fehl (Hg.): Hitlers Sozialer Wohnungsbau 1940-1945. Wohnungspolitik, Baugestaltung und Siedlungsplanung. Aufsätze und Rechtsgrundlagen zur Wohnungspolitik, Baugestaltung und Siedlungsplanung aus der Zeitschrift „Der Soziale Wohnungsbau in Deutschland“. Hamburg 1986
- Honneth, Axel: Die zerrissene Welt der symbolischen Formen. Zum kultursoziologischen Werk Pierre Bourdieus. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 36, 1984, 147-164
- Katschnig-Fasch, Elisabeth: Wohnen als Forschungsfeld der Volkskunde. Gedanken und Aspekte. In: Eberhart, Helmut; Hänsel, Volker; Jontes, Günther und Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.): Bauen – Wohnen – Gestalten. Festschrift für Oskar Moser zum 70. Geburtstag (Schriftenreihe des Landschaftsmuseums Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum, Band 2). Trautenfels 1984, 241-246

- Katschnig-Fasch, Elisabeth: Wohnen im städtischen Bereich. Bericht eines Projektes zu Wohnkultur und Wohnweisen der Gegenwart in drei Grazer Wohngebieten. In: Probleme der Gegenwartsvolkskunde. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1983 in Mattersburg. Wien 1985, 321-345
- Katschnig-Fasch, Elisabeth: Lebensstil und Wohnforschung. Manuskript 1994
- Lackner, Helmut: Der soziale Wohnbau in der Steiermark 1938-1945 (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, XXXIV. Band). Graz 1984
- Lauer, Heike: Leben in neuer Sachlichkeit. Zur Aneignung der Siedlung Römerstadt in Frankfurt am Main (NOTIZEN 31). Frankfurt a.M. 1990
- Moser, Johannes: Die Kienzl-Siedlung. Wohnen und Wohnzufriedenheit in einer Grazer Holzhaussiedlung. Projektendbericht für das Stadtplanungsamt Graz. Graz 1993
- Musil, Jiri: Der Status der Sozialökologie. In: Friedrichs 1988, 19-34.
- Naroska, Hans-Jürgen: Urban Underclass und 'neue' soziale Randgruppen im städtischen Raum. In: Friedrichs 1988, 251-271
- Peltz-Dreckmann, Ute: Nationalsozialistischer Siedlungsbau. Versuch einer Analyse der die Siedlungspolitik bestimmenden Faktoren am Beispiel des Nationalsozialismus. München 1978
- Recker, Marie-Luise: Staatliche Wohnungsbaupolitik im Zweiten Weltkrieg. In: Die alte Stadt. Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege, Jahrgang 5, 1978, 117-137
- Scheidemann, Uta: Gärten in Bergen-Enkheim. In: Greverus, Ina-Maria und Heinz Schilling 1982, 47-62.
- Schilling, Heinz: Region und Identität. Manuskript 1994
- Schindler, Norbert: Jenseits des Zwangs? Zur Ökonomie des Kulturellen inner- und außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. In: Zeitschrift für Volkskunde 81, 1985, 192-219
- Schön, Adolf und Ulla Weber: Wohnen und Ortsbezogenheit. Versuche zu einer Bewohnertypologie. In: Greverus Ina-Maria und Heinz Schilling 1982, 113-167
- Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt a.M. 1986
- Sennett, Richard: Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds. Frankfurt a.M. 1991
- Simmel, Georg: Die Großstädte und das Geistesleben. In: derselbe: Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Stuttgart 1957, 227-242

- Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. (Gesamtausgabe, Band 11). Frankfurt a.M. 1992
- Teut, Anna: Architektur im Dritten Reich 1933-1945 Berlin – Frankfurt a.M. – Wien 1967
- Thum, Karl: Die Rolle der Lokalität. In: E. Bodzenta, I. Speiser, K. Thum: Soziale Bindungen an das Wohnviertel – Wien (=Internationales RAB-Projekt, Zwischenbericht). Wien 1979, 7-70
- Walz, Manfred: Wohnungsbau- und Industrieansiedlungspolitik in Deutschland 1933-39. Dargestellt am Aufbau des Industriekomplexes Wolfsburg – Braunschweig – Salzgitter. Frankfurt a.M. – New York 1979
- Welz, Gisela: StreetLife. Alltag in einem New Yorker Slum (NOTIZEN 36). Frankfurt a.M. 1991
- Welz, Gisela: Casitas in New York. Großstadt, Tradition und Volkskunde. In: KUCKUCK. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde, Jg. 9, Heft 1, 1994, 16-19